

AUFLÖSUNG
DES DOGMATISMUS

Goethes Lebenssage im Wilhelm Meister als Wegweisung zu einer neuartigen freien
Menschlichkeit

von Rudolf FAHRNER

Von der Gebots- und Gesetzesreligion der alten Juden und von den seit Paulus oft wiederholten Umdeutungen von Christi Liebeslehre in einen zu äusseren und inneren Machtzwecken anwendbaren Dogmatismus, wie er etwa in der Inquisition eine besonders bezeichnende Ausübung fand, bis zur Ersatzreligion der landläufigen Wissenschaft, die in einem fanatisch an sich selbst glaubenden Rationalismus, in dem die Ratio sich weigert, ihre eigenen Grenzen zu erkennen, einen ebenso überheblichen Machtanspruch und eine ebenso überhebliche Machtausübung betätigt, und bis zu den Ersatzreligionen des Marxismus-Leninismus und der verschiedenen Faschismen, die alle die etwa vergleichbaren früheren ähnlichen Bewegungen an Intoleranz und Grausamkeit der Machtausübung überbieten, sind die Menschen aller Erdteile dogmatischen Zumutungen von kaum absehbaren Ausmassen ausgesetzt. Ausgesetzt sind sie aber ebenso dem dogmatisch doktrinären Verhalten von Einzelnen und von Gruppen, die es unablässig betreiben, ihren Mangel an innerem Halt und an innerem Recht durch doktrinäre Ansprüche an andere abzustützen, und es gibt scheinbar wenige, die dieses sich so erleichternd anbietende Hilfsmittel zu Lebensführung wirklich entbehren können.

Im Andrang all dieser dogmatischen Invectiven ist blosser Verteidigung schon als blosser Verteidigung zu immer neuen Niederlagen und entsprechenden Leiden prädestiniert. Der Angriff auf den Dogmatismus aller Arten aber durch eine kritische Durchleuchtung und durch Argumente ist genötigt, sich auf den Boden seiner Gegner zu begeben und ist ihnen dadurch, nach den Gesetzen der Paradoxie, die in menschlichen Verhaltensweisen unaufhebbar walten, immer schon zugleich in der oder jener Weise mitverfallen.

Anders steht es bei einem Angriff durch Darstellung, der die Phänomene und Ansprüche des Dogmatismus von innen her auflösen und entmächtigen kann, besonders dann, wenn ein Dichter diesen Angriff mit seinen andersartigen Mitteln führt. Das hat in der Zeit des Einstürzens und der Schwächung alter langherwirkender Dogmatismen und in klarer Vorschau auf neue herandrohende ein Dichter getan, in dem er eine Lebenssage gab, die sowohl in ihren Lebensbildern wie in ihrer Darstellungsweise alles doktrinäre Verhalten aufhebt und auf ganz andere Halte der menschlichen Lebensführung zeigt als auf die dogmatischen.

Bezeichnend für die doktrinären Bedürfnisse der Menschen, dass man mit allem Eifer versucht hat, auch Goethes Lebenssage im Wilhelm Meister doktrinär umzu-
deuten, aus ihr Doktrinen zu gewinnen und solche festlegenden Vorstellungen, um
das eigene Bedürfnis zu befriedigen, dem Dichter zu insinuieren.

Ich möchte in den folgenden Untersuchungen zunächst der noch immer ver-
breiteten naiven Auffassung entgegenreten, es handle sich bei Goethes Wilhelm
Meister um einen sogenannten Entwicklungs- oder Bildungsroman in dem für bürger-
liches Denken zurechtgemachten und bequemen Sinn, dass hier ein "Held" sich
aus wirren Anfängen auf ein höheres Ziel, auf so etwas wie ein Ideal zu entwickelt
und sich in diesem Sinn bildet, und als sei es Goethes Tendenz und die Meinung
seines Bildungsdenkens, eine solche "Entwicklung" als eine Art Vorbild aufzu-
stellen und anzupreisen.

Ich möchte aber auch den raffinierten Betrachtungsweisen der wissenschaftlichen
Untersuchungen dieses Gegenstandes in den letzten Jahrzehnten entgegenreten.
Sie sind zwar - so scheint es mir - in manche Tiefen des Werkes eingedrungen,
haben manche Fragen, die es uns stellt, erhellt und haben auch die tiefen Gegen-
sätzlichkeiten, die in ihm spielen und jene naiven Auffassungen ausschliessen, wohl
bemerkt. Aber sie haben diese Tatbestände entweder nur als künstlerische Relati-
vierungen, als "Stil", als Manifestationen einer über dem Ganzen schwebenden Ironie
verstanden oder gar als Inkonsequenzen und Missgriffe des Autors angeprangert
und verspottet. Sie haben es - so weit ich sehe - versäumt, jenen naiven und ganz
und gar verkehrten Auffassungen sowohl aus dem Werk heraus wie vom Autor her
grundsätzlich und entschieden genug entgegenzutreten. Sie haben mehr oder weniger
offen oder versteckt, auf Wegen und Umwegen, immer noch Goethische Bildungs-
tendenzen, fixierte Goethische Ideale vermutet, gesucht und angeblich sogar fest-
gestellt. Sie haben nicht aufgehört, die von Goethe gezeigten Lebensstufungen ur-
teilend und wertend gegen einander auszuspielen! Und damit haben sie meines
Erachtens - trotz aller einzelnen Einsichten - das eigentliche Verständnis von
Goethes Lebenssage, die er im Wilhelm Meister bietet, noch immer weiter untergra-
ben! Denn sie taten das alles bei einem Werk, das vielmehr gerade die grossartige
Revolution gegen alles Tendenziöse, gegen alle fixierte Idealität oder Ideologie, ja
überhaupt gegen jede Eingeleisigkeit in Lebensführung und Lebensbetrachtung
beinhaltet, bei einem Werk, das gerade damit etwas ganz Neues, So etwas wie
eine echte "Modernität" des Lebensdenkens verwirklicht, bei einem Werk, das
gerade den Beginn einer von allen verfestigten Meinungen, Vorstellungen, Dogmen,
Tendenzen ganz unabhängigen und dennoch in sich gebundenen Lebenshaltung und
eines entsprechenden Lebensdenkens bezeichnet.

Ich glaube, dass Klarheit über dieses beginnliche, bis zu uns Heutigen und sicher
noch weit über uns hinaus wirkende Werk nicht unwichtig sein dürfte.

Goethe war Mitte vierzig, als er "Wilhelm Meisters Lehrjahre" verfasste. Für
den ersten Teil legte er ein früheres Manuskript zu Grunde, das er als Dreissiger
geschrieben hatte, aber es wurde gründlich umgearbeitet und in seiner ersten Form
von Goethe selbst gar nicht aufbewahrt. (1910 erst ist in der Schweiz eine Abschrift

jenes sogenannten "Urmeisters" gefunden worden, der den Titel "Wilhelm Meisters theatralische Sendung" trug). Wir wollen uns den Lehrjahren zu nähern suchen, so wie sie für die Zeitgenossen ans Licht traten, ohne Seitenblicke auf die Vorstufe und ohne irgendwelches Vorwissen heraufzurufen.

Wir lernen zwei Handelshäuser kennen, das Haus Meister und das Haus Werner, in ihnen den alten Meister und den alten Wernerstarke Gegensätze innerhalb ihrer gemeinsamen Sphäre. Dann: die beiden Söhne, den jungen Wilhelm Meister und den jungen Werner. Der eine (der junge Werner) ein besessener und begabter Jünger des Handels, Muster bürgerlicher Ordentlichkeit und einer auf wohlberechneten Nutzen gegründeten Lebensführung. Der andere (Wilhelm) mit dichterischen Anlagen, der sich mit einer schon durch kindliche Puppenspiele erweckten Theaterleidenschaft aus der bürgerlichen Enge zu befreien und ein höheres Selbst zu gewinnen sucht. Wir erfahren von Wilhelms Liebesbund mit der jungen Schauspielerin Marianne und von der Zerstörung dieses Bundes. Von den Leiden des sich getäuscht wählenden Wilhelm, von seinem Versuch, sich durch Tätigkeit im väterlichen Geschäft zu retten, doch ohne dass er seine ganz anderen Triebe in sich beschwichtigen oder gar austilgen könnte. Wir sehen ihn auf eine "Handelsreise" aufbrechen und nach einigen wohlherledigten Geschäften in einer Landstadt ankommen.

Dort trifft er mit einzelnen Mitgliedern einer aufgelösten Schauspielertruppe zusammen: der leichten souveränen Philine, dem wackern Laertes. Er befreit das fremdartige Kind Mignon aus den Misshandlungen des Anführers einer Seiltänzer-gesellschaft und behält es bei sich. Ein seltsamer wandernder Harfner wird sein zweiter Schützling. Neue Schauspieler kommen an, darunter ein Bekannter Wilhelms, Melina. Melina vermag Wilhelm dazu, das Geld zu leihen, so dass er das Inventar der aufgelösten Truppe, das als Schuldenpfand bei den Stadtbehörden zurückgeblieben war, erwerben und eine neue Truppe gründen kann. Wir sehen Wilhelm schwanken zwischen Gehen und Bleiben, in diese neuen Verhältnisse von innen und aussen verwickelt.

Ein durchreisender Graf, der Fürstenbesuch und viele Gesellschaft erwartet, ruft die neugegründete Truppe zur Unterhaltung seiner Gäste auf sein Schloss. Wilhelm wird bewogen mitzukommen. Wir sehen ihn in der konventionellen Adelswelt neue Eindrücke erleben, neue Verbindungen eingehen: mit dem Grafen und seinen Gästen, mit einem auf einem Heereszug durchkommenden Fürsten und dessen Begleitern und Offizieren - ein klarer scharfsinniger Geist ist darunter: Jarno - mit der Gräfin und der sie begleitenden Baronesse. Auch zu seinen alten Gefährten ergeben sich durch die Erlebnisse auf dem Grafenschloss neue Verhältnisse. Durch Jarno lernt Wilhelm Shakespeares Dichtung kennen. Er gerät in ihren Bann.

Nach Entlassung vom Grafenschloss ist die Schauspielergesellschaft auf der Wanderschaft. Sie gibt sich eine republikanische Verfassung, in der das Amt des Direktors reihum gehen soll, und wählt Wilhelm zu ihrem ersten Direktor. Er denkt, sie zu neuen, höheren Leistungen zu führen. Aber auf einem gefährlichen Reiseweg werden sie von Räubern überfallen und ausgeraubt. Wilhelm bleibt verwundet

auf dem Waldplatz zurück und wird durch eine adlige Reisegesellschaft, der der Überfall eigentlich gelten sollte, gerettet. Eine geheimnisvolle schöne Amazone ist unter jener Gesellschaft, er sieht sie zwischen Erwachen und neuer Ohnmacht in wunderbarer Erscheinung - und sie wird in seinem Geist seine eigentliche Retterin. Es folgen: Undank und Vorwürfe der Schauspieler, die Wilhelm Schuld an ihren Verlusten geben, weil er den gefährlichen Weg gewählt habe, Verteidigung Wilhelms und sein Versprechen, sich aller anzunehmen, Voraussendung der Schauspieler mit Empfehlungsbriefen an den Direktor einer berühmten Truppe, Serlo, den Wilhelm von früher kennt, und zu dem er nach seiner Genesung den andern nachfolgt.

Wir sehen Wilhelm in eine wirkliche Theaterwelt eintreten, in Serlo und seiner Schwester Aurelie zwei grosse Schauspieler begegnen, nach neuem Schwanken zwischen Bühne und Kaufmannstum sich für die Bühne entscheiden, eine Hamletaufführung vorbereiten und selbst den Hamlet spielen.

In diese bisher geschilderte Welt hat schon von Anfang an und immer deutlicher eine andere eingegriffen. Der "Geist" für die Hamletaufführung ist aus ihr gekommen und hat Wilhelm geheimnisvolle Mahn- und Warnworte hinterlassen. Aurelie ist mit jener anderen Welt verbunden durch ein unglückliches Liebesverhältnis, an dem sie zu Grunde geht. Sie stirbt und in ihrem Vermächtnis entsendet sie Wilhelm mit einer Botschaft an ihren Geliebten in jene Welt. Beim Harfner, der sich immer vom Dunkel umdroht gezeigt hatte, ist Wahnsinn ausgebrochen. Bei einem Landgeistlichen, der dessen Pflege übernommen hat, trifft Wilhelm wieder auf Gestalten und Nachrichten aus jener Zone - Graf und Gräfin zeigen sich als ihr zugehörig - und Wilhelm empfängt ein Manuskript, das er selbst liest und Aurelie an ihr Krankenlager bringt. Es trägt den Titel "Bekenntnisse einer schönen Seele" und enthält die Aufzeichnungen einer Gott Zugewandten, die auch jenem andern Menschenkreise angehört hat und ihn in ihren Erinnerungen beleuchtet.

In diese andere Welt sehen wir Wilhelm eintreten und unter ihren Gestalten sein Los finden. Er lernt die Gesellschaft vom Turm kennen und wird gewahr, wie sie schon seit seiner Knabenzeit entdeckt und durch Boten, Zeichen, Winke an seinem Leben teilgenommen. Er empfängt in Turm seinen Lehrbrief und sucht ihn in in neuen Schicksalen verstehen zu lernen. Jarno begegnet er hier wieder und den jungen übermütigen Friedrich, dem schon oft auftauchenden und entschwindenden Gefährten Philinens. Der weise Oheim, die schöne Seele, der menschenlenkende Abbé, Lothario, Therese und Natalie - das sind die grossen Figuren, die ihm, die einen als Tote noch weiter wirkend, die anderen als Lebende, die ihn umgeben, hier begegnen. Und in höheren und höchsten Spielen und Widerspielen beendet er hier seinen ersten Werdegang und tritt an das Lebenstor zu einem Neuen.

Die Gestalten seines ersten Werdegangs aber werden nicht einfach ausgeschlossen von seinem neuen Leben. In tiefsinnigen Verknüpfungen reichen sie mit hinein, enthüllen und offenbaren sich und bergen sich in ihrem Geheimnis, ob als aus dem Leben Scheidende oder als Weiterlebende. Als Sendling der frühen Geliebten Marianne empfängt er zugleich mit der Botschaft von ihrem Tode seinen Sohn Felix, den sie

ihm geboren hat, Mignon und der Harfner reichen mit ihren Rätselgeschicken bis zu seiner neuen Lebenspforte, der Jugendfreund Werner zeigt sich als Gegenbild Wilhelms auch im neuen Umkreis. Und wenn Wilhelm in Natalie die heilige Amazone aus den todnahen Augenblicken auf jenem Waldplatz wiederfindet, so ist das nur das tiefste Zeichen der das ganze vielfältige Ereignen durchdringenden Lebensmacht.

Das alles, was ich bisher berichtete oder ins Gedächtnis rief, ist aber nur das Schema, das man sich zum Zweck eines Überblickes abziehen kann. Eine unerschöpfliche Fülle von Vorgängen, Bildern, Geschicken, Gesprächen, Erwägungen, Gebärden, Ideen auf immer neuen Stufen in immer neuen Wendungen - ein ganzes Lebensgewebe wird vor uns ausgebreitet - aber in welcher Weise? in welchem Sinn?

Wir müssen ins Einzelne gehen, wenn wir das begreifen wollen. Wir wollen erstes Beispiel betrachten: Wilhelm im Gespräch mit jenem Unbekannten, der ehedem die Kunstsammlung von Wilhelms Grossvater (die Wilhelms kaufmännischer Vater veräusserte), für einen "reichen Edelmann" besichtigt, geschätzt und erworben hatte, und der nun, zwölf Jahre später - es ist gerade die Schicksalsnacht von Wilhelms erster Liebe - vor ihm auftaucht. Was gibt uns dieses Gespräch?

Gedanklich: zwei Auseinandersetzungen:

Die eine geht über das Verhältnis zu Werken bildender Kunst. Der Unbekannte gibt sich als Kenner, spricht im Jargon des Kenners von "trefflichen Gemälden", "unschätzbaren Fragmenten", einer "instruktiven Suite" von Bronzen, von "zweckmässig" "für Kunst und Geschichte" gesammelten Münzen u.s.f.

Er schätzt die Werke nach ihrem formalen und historischen Wert, nach Komposition, Farbgebung, Ausführung - kühl, abwägend.

Wilhelm schätzt die Werke nach ihrem Inhalt und danach, was sie durch den dargestellten Gegenstand in der Seele erregen - naiv, begeistert.

Und das Wichtige: der Gegensatz bleibt unbehoben. Wilhelm bleibt fest im Preise seines Lieblingsbildes vom liebeskranken Königssohn, das der Unbekannte ihm in seinem Kunstwert verdächtig machen und herabmindern will.

Aus der Argumentation des Unbekannten bleibt der Vorwurf im Ohr: Wilhelm sei der "Sinn für die Werke selbst" noch nicht aufgegangen, er sähe in ihnen nur sich selbst und seine Neigungen.

Von Wilhelms Eifer bleibt einem die Mahnung in der Seele, dass mit dem Inhalt der Gehalt erfahren werde und wirke, und dass aus dem Inhalt auch ein Symbolwert des Kunstwerks entspringen könne.

Eine weitere gedankliche Auseinandersetzung geht über Schicksalsglauben, an Mächte, die den Menschen durch Schickungen lenken.

Wilhelm vertritt diesen Glauben mit Leidenschaft. Der Unbekannte greift ihn an, verdächtigt ihn in Wilhelms Fall als jugendlichen Versuch, den eigenen

“lebhaften Neigungen den Willen höherer Mächte unterzuschieben”, als Verzicht auf Lenkung durch den eigenen Verstand unter dem Vorwand frommen Verhaltens gegenüber einer göttlichen Führung.

Er stellt diesem Glauben die verantwortliche Lebenslenkung durch Vernunft entgegen. Durch eine Vernunft, die das Notwendige einsieht und zur Grundlage der Existenz macht und die das Zufällige zu leiten oder zu benutzen weiss. Solche Lenkung könne allein vor zerstörenden Schäden bewahren und sei “wirkliche” Lebenskunst. “Ich kann mich nur über den Menschen freuen, der weiss, was ihm und andern nütze ist und seine Willkür zu beschränken arbeitet. Jeder hat sein eigen Glück unter den Händen, wie der Künstler eine rohe Materie, die er zu einer Gestalt umbilden will. Aber es ist mit dieser Kunst wie mit allem; nur die Fähigkeit dazu wird uns angeboren, sie will gelernt und sorgfältig ausgeübt sein.” Offenbar wird hier Menschenbildung und Selbstbildung als Kunst und Handwerk proklamiert.

Und wieder das Wichtigste: - auch dieser Gegensatz bleibt bei aller Überlegenheit in der Argumentation des Unbekannten - unaufgehoben! Es heisst ausdrücklich im Anschluss an das Gespräch: “endlich trennten sie sich, ohne dass sie einander sonderlich überzeugt zu haben schienen”.

Aber nicht nur, dass Wilhelm nicht etwa der zu “besserer” Meinung Bekehrte ist - der Unbekannte hat selbst gar nicht so unbedingt argumentiert, wie es bei seiner Schärfe scheinen konnte. Auf Wilhelms direkte Frage: “So glauben sie kein Schicksal? Keine Macht, die über uns waltet und alles zu unserm Besten lenkt?” hatte er zunächst geantwortet: “Es ist hier die Rede nicht von meinem Glauben, noch der Art auszulegen, wie ich mir Dinge, die uns allen unbegreiflich sind, einigermaßen denkbar zu machen suche; hier ist nur die Frage, welche Vorstellungsart zu unserem Bestem gereicht.”

Damit ist abgerückt von der Frage nach Berechtigung oder Nichtberechtigung, Annahme oder Verneinung des Schicksalgläubens und die Erörterung eingeschränkt auf die Frage nach der für das Gedeihen des Menschen günstigeren Vorstellungsart. Damit deutet der Unbekannte auch auf andere Vorstellungsarten, auf tiefere Schichten seines eigenen Denkens, als sie in den Erörterungen eines solchen Gesprächs ins Spiel kommen können, und bedingt diese Erörterungen auch von sich aus.

Aber nicht nur diese beiden gedanklichen Auseinandersetzungen gibt uns das Gespräch. Es gibt uns in der Erinnerung der beiden Unterredner auch das Bild des zehnjährigen Knaben Wilhelm, der damals den Fremden durch die Sammlung des Grossvaters führte, ihm alles auf seine Weise erklärte und auslegte und offenbar sein Gefallen gewann. Mit diesem Bild werden uns bedeutsame Zusammenhänge gegeben. Der Leser erfährt sie zwar nicht, während er das Gespräch liest, so wenig wie Wilhelm sie erfährt, während er es erlebt. Aber der Erzähler kennt sie, und der Leser und Wilhelm werden - viel später - von ihnen erfahren, und am Ende des Werks werden sie mit gegenwärtig sein und den Eindruck des Ganzen mitbestimmen. Denn bei seiner Lossprechung im Turm wird der Lehrling Wilhelm den Unbekannten in dem ihn lossprechenden Abbé wiederzufinden scheinen. Der wird ihn mahnen

an die Kunstsammlung des Grossvaters, an jenes Lieblingsbild des Knaben Wilhelm vom liebeskranken Königssohn, und wird ihn scherzend fragen, ob sie sich nun über Schicksal und Charakter wohl leichter einig werden könnten. Dann werden wir Leser und dann wird Wilhelm wissen, dass der Abbé, der grosse Menschenlenker der Turmgesellschaft, den zehnjährigen Knaben gesichtet und nicht von ungefähr nach dem heranwachsenden Jüngling gesehen hatte, und dass von damals alles sonstige Einwirken der Turmgesellschaft auf Wilhelms Werdegang seinen Anfang genommen hatte. Die Sammlung des Grossvaters aber wird der losgesprochene Wilhelm auf dem Schloss des verstorbenen Oheims finden, wo jetzt Natalie wohnt, und das Bild vom liebeskranken Königssohn wird ihm dort als erstes begegnen, als er zu Natalie kommt und in ihr die Amazone wiederfindet. Das alles gehört, wenn man auf das Ganze des Werkes blickt, mit zu diesem Gespräch. Aber auch damit ist seine Bedeutung zwar in ihrer Offenheit und Freiheit von aller festlegenden Meinungseinschätzung bestätigt, aber noch nicht erschöpft. Denn es hat auch noch eine Funktion in den Zusammenhängen des Geschehens, in denen es sich ereignet.

Wilhelm ist zu diesem Gespräch gekommen nach einem Besuch bei seiner Geliebten. Er hatte in der vorigen Nacht den Brief für sie geschrieben, in dem ihr seine Hand anbot, ihr Ja erbat, den Plan eines gemeinsamen Lebens für die Bühne entwickelte. Er hatte ihr diesen Brief bringen, sich für die Nacht bei ihr anmelden und dann ihre Antwort holen wollen. Sie hatte ihn weggedrängt, den nächtlichen Besuch unter mancherlei Vorwänden verweigert (Wilhelm ahnte nicht aus welchem Grund). Er hatte "im Taumel" eins ihrer Halstücher ergriffen und mitgenommen. Er hatte es zu Hause nicht ausgehalten und war wieder in die dunklen Strassen gegangen. Da begegnet er dem Unbekannten und führt das Gespräch mit ihm. Nach dem Gespräch aber wird Wilhelm wieder durch die Nachtstrassen wandern, wird durchreisende Spielleute zu einer Nachtmusik vor Mariannens Haus gewinnen, selbst von Ferne zuhören, seinen Bund mit ihr in den Tönen durchsinnen, durchfühlen, durchkosten. Wird, von Verlangen ergriffen, einen Baum umfassen, liebebebend mit seiner Wange an der Rinde lehnen. Die Musikanten werden sich entfernen, und er wird auf die von Mariannens Haus sinken, den Messingring der Türe küssen, die Schwelle küssen und sie mir seiner heissen Brust wärmen. Er wird sich endlich losreissen, von einer Ecke zurückblicken, wähen, eine dunkle Gestalt aus Mariannens Türe heraustreten und sich in die Nacht verlieren zu sehen. Er wird das furchtbar schreckende Gespenst aus seiner Seele treiben, wird auf seinem Zimmer nach dem geraubten Halstuch greifen als nach einem Pfand für seinen Glauben. Aus dem Tuch wird der Zettel fallen, den er aufhebt und liest: die Botschaft eines andern, eines unwürdigen Liebhabers und Aushälters, der sich für die Nacht ansagt.

Diese Einbettung des Gesprächs in die Zusammenhänge des Geschehens hat eine gegenseitig bedingende Wirkung. Wir können sie uns vielleicht durch zwei Fragen fühlbar machen, die sich dem Leser stellen. Die eine: wenn Wilhelm im Gespräch das Schicksal preist, das ihn von leblosen Bildern befreit und ihm den Weg in ein eigentliches Leben freigegeben - wohin haben ihn die Winke dieses Schicksals, denen er gläubig folgte, geführt? Wie erscheint sein Schicksalsglaube vor diesen Begebnissen?

Aber auch die andere: Wie erscheint die vom Unbekannten gepriesene Lebenslenkung durch Vernunft? Hätte es mit ihr zu alle dem zarten und heftigen Drang, zu Glauben und Traum, zum Heiligen und Schönen einer jungen Liebe kommen können?

Nicht als richtig oder falsch, gut oder schlimm treten uns Meinungen, Anschauungen, Handlungen, Zustände entgegen, sondern alle als bedingt und einander bedingend, und alle als zwar bedingt aber auch als bedingt gültig und ihre bedingte Gültigkeit bewahrend. Es wird unser Gefühl für die Stufungen wachgerufen, in denen sich alles Menschliche bewegen muss. Wir werden gleichsam verhindert, etwas Menschliches nur zu beurteilen und werden verlockt, es in seiner Art, auf seiner Stufe zu schauen, zu begreifen, gelten zu lassen.

Ein weiteres Beispiel: Wir finden im Roman verschiedene Deutungen und Erscheinungen von Dichtung und Dichtertum:

in Wilhelms Dichterrede in dem Gespräch mit Werner mit ihrem arkadisch-heroischen Dichterideal

in Wilhelms Shakespeareergriffenheit mit der Erfahrung der unheimlichen Zaubermacht der Dichtung und ihres Weltschöpfertums und mit dem Bilde von den in der Dichtung aufgeschlagenen Schicksalsbüchern, in denen der Sturmwind des Lebens saust und blättert.

in den Sängen des Harfners und Mignons das schmerzhafttiefe und lösende Geheimnis des Singens überhaupt, das Geheimnis des Liedes.

Und wieder: auch diese Dichtungsbilder und Dichterbilder sind nicht sich aus schliessend wie richtig und falsch gegeben - viel mehr sich bedingend, beleuchtend, steigend, so dass eins dem andern gegenüber gültig bleibt.

Und ein drittes Beispiel: Wir können die Gegenbilder Wilhelms und Werners verfolgen:

Wir sehen Werner erscheinen

— als Muster rechter Lebensführung

— als den klaren Rechtbehaltenden

aber auch

— als den engen, ernsthaft-munteren Nutz- und Zweckmenschen, wie er sich selbst in seinem Brief nach dem Tod von Wilhelms Vater preisgibt.

Wir sehen Wilhelm erscheinen

— als den Irrenden

— seiner Phantasie und seinen Leidenschaften Verfallenen, aber auch - als den weiten, unbedingten, sein eigenes Wesen entfalten Wollenden und

— als den doch wieder in seinen Entschlüssen (die er aus seiner tiefsten Natur zu fassen scheint) Irrenden, von ganz andern Mächten Bestimmten, als er selbst es weiss. Und dies alles finden wir noch einmal neu beleuchtet bei Werners Auftauchen in der Turmwelt. Da heisst es:

„Jarno und der Abbé hatten sich nicht wieder sehen lassen; abends kamen sie und brachten einen Fremden mit. Wilhelm ging ihm mit Erstaunen entgegen, er traute seinen Augen nicht, es war Werner, der gleichfalls einen Augenblick anstand, ihn anzuerkennen. Beide umarmten sich aufs zärtlichste, und beide konnten nicht verbergen, dass sie sich wechselweise verändert fanden. Werner behauptete, sein Freund sei grösser, stärker, gerader, in seinem Wesen gebildeter und in seinem Betragen angenehmer geworden. Es fehlte viel, dass Werner einen gleich vorteilhaften Eindruck auf Wilhelm gemacht hätte. Der gute Mann schien eher zurück als vorwärts gegangen zu sein. Er war viel magerer als ehemals, sein spitzes Gesicht schien feiner, seine Nase länger zu sein, seine Stirn und sein Scheitel waren von Haaren entblösst, seine Stimme hell, heftig und schreiend, und seine eingedrückte Brust, seine vorfallenden Schultern, seine farblosen Wangen liessen keinen Zweifel übrig, dass ein arbeitsamer Hypochondrist gegenwärtig sei.

Wilhelm war bescheiden genug, um sich über diese grosse Veränderung sehr mäßig zu erklären, da der andere hingegen seiner freundschaftlichen Freude völligen Lauf liess. Wahrhaftig! rief er aus, wenn du deine Zeit schlecht angewendet und, wie ich vermute, nichts gewonnen hast, so bist du doch indessen ein Persönchen geworden, das sein Glück machen kann und muss; verschwendere und verschleudere nur auch das nicht wieder: du sollst mir mit dieser Figur eine reiche und schöne Erbin erkaufen. - Du wirst doch, versetzte Wilhelm lächelnd, deinen Charakter nicht verleugnen! Kaum findest du nach langer Zeit deinen Freund wieder, so siehst du schon an als eine Ware, als einen Gegenstand deiner Spekulation, mit dem sich etwas gewinnen lässt.

Werner ging um seinen Freund herum, drehte ihn hin und her, so dass er ihn fast verlegen machte. Nein! nein! rief er aus, so was ist mir noch nicht vorgekommen, und doch weiss ich wohl, dass ich mich nicht betrüge. Deine Augen sind tiefer, deine Stirn ist breiter, deine Nase feiner und dein Mund liebereicher geworden. Seht nur einmal, wie er steht! wie das alles passt und zusammenhängt! Wie doch das Faulenzen gedeihet! Ich armer Teufel dagegen - er besah sich im Spiegel - wenn ich diese Zeit her nicht recht viel Geld gewonnen hätte, so wäre doch auch gar nichts an mir.“

Wilhelm, der scheinbar immer nur Abschweifende, Irrende, sich Verspielende zeigt sich hier als der Schöngediehene!

Werner, der Klare, klug und zielsicher Bemühte, richtig und zielgerecht Handelnde, kann ihm gegenüber als ein Verkümmerter erscheinen!

Aber wir werden uns nicht mehr verleiten lassen, darin eine letzte, alles andere berichtigende Aussage zu sehen, sondern uns offen halten für die nicht urteilende sondern begreifende Schau menschlicher Arten und Stufungen-und werden damit im Sinne des Dichters recht behalten:

Denn dieser Losgesprochene, in einen hohen Menschenkreis aufgenommene Wilhelm, dieser Tiefäugige, Großstirnige, Feinnäsige mit dem liebereichen Mund,

dieser schön Dastehende, an dem alles zusammenpasst und zusammenhängt - er wird bald wieder in dunkelste Zerrissenheit tauchen und die erreichte Helle und Sicherheit seiner Gestalt und seines Sinnes gefährdet sehen müssen.

An der Erfassung dieser Darbietungsweisen hängt die Gesamtdeutung des Werks, vor allem aber die Deutung von Wilhelms Werdegang.

Vor dem sich anbietenden Auffassungsschema, das die meisten Deuter ihren Deutungen auf die eine oder andere Weise zu Grunde legen, sind wir schon durch unsere ersten Beobachtungen gewarnt. Nämlich vor dem Schema: Aufstieg aus einer wirren, trüben Jugendwelt in die reine, klare, hohe Welt, die der Turmgesellschaft - ein Prozess der Läuterung, Klärung, des Gewinnens des eigentlichen wahren Lebens.

So einfach ist die Rechnung nicht, ja, da wird überhaupt keine Rechnung geboten, die aufgehen sollte oder aufgehen könnte. Wilhelms Lossprechung im Turm bringt nicht Klärung, Lösung, Bergung, Sicherheit - vielmehr ein Rätselspiel über das bisher von Wilhelm gelebte Leben und ein Rätselspiel über das nun beginnende Leben.

Jarno hat Wilhelm - es ist die Stunde des Sonnenaufgangs - durch mancherlei Räume und Galerien des Schlosses an eine alte, eisenbeschlagene Tür gebracht und ihn hineingeschoben in einen von Teppichen umhangenen dunklen Vorraum. Eine halbbekannte Stimme ruft ihn in den Turmsaal. Der schien ehemals eine Kapelle gewesen zu sein. Ein grosser Tisch steht an Altars statt auf einigen Stufen, mit grünem Teppich behangen, darüber ist ein zugezogener Vorhang, an den Seiten Schränke, hinter deren Gittern viele Rollen stehen. Die aufgehende Sonne fällt durch farbige Fenster. Die Stimme nötigt Wilhelm auf den einzigen, unverrückbaren Sitz, wo ihn die Morgensonne blendet, so daß er die Hand vor die Augen halten muss. - Der Vorhang überm Altar geht auf, zeigt eine dunkle, gerahmte Öffnung. In ihr erscheinen, in rascher Folge, Gestalten, die ehedem als unerkannte Abgesandte der Turmwelt in Wilhelms Lebenszonen aufgetaucht waren, mahnen ihn an die damaligen Begegnungen, werfen ihm vieldeutige Stichworte und Weisheitssprüche zu. Er hat kaum Zeit, darüber nachzudenken, so rasch gehen Erscheinungen und Worte vorüber. Seine stummen Fragen werden erraten und von der "Stimme" beantwortet aber wieder rätselweise - zuletzt erscheint der alte König von Dänemark im Rahmen, Hamlets Vater mit der Stimme von Wilhelms verstorbenem Vater, heisst - wieder rätselhaft - Umwege und Wege gut, die Wilhelm bisher gegangen -, entschwindet und lässt Wilhelm "in der verworrendsten Lage" zurück. Der Abbé tritt hervor, ruft Wilhelm an den Tisch, überreicht ihm einen Lehrbrief, lässt ihn dann ein Stück lesen - lauter allgemeine vieldeutige hintergründige Sprüche - unterbricht ihn dann und zeigt ihm in den Rollen der Schränke die Lehrjahre Lotharios, Jarnos, Wilhelms eigne und die vieler anderer Unbekannter aufgestellt und stellt sie ihm frei zur Lektüre...

Das sind nicht Vorgänge und Eröffnungen - weder für Wilhelm noch für den Leser - die klären, beruhigen, abschließen, die Züge einer erreichten Welt fester,

unbedingt gültiger Anschauungen sehen oder ahnen lassen. Es sind Vorgänge und Eröffnungen, die eher (Wilhelm und den Leser) erregen, hellhörig machen, in ein neues Widerspiel von Denken und Tun hinein locken und hinein treiben.

Und damit ja niemand glaube, das rätselhaft Dargebotene liesse sich bei genauem Übersinnen als ein Endgültiges festlegen und meinungsmässig fixieren, kommt es fünf Kapitel später noch einmal zu einem Gespräch zwischen Jarno und Wilhelm über diese Lossprechung - zu einem Gespräch, das jene Vorgänge von den Menschen des Turms her in ihrer ganzen Bedingtheit erscheinen lässt, und das Wilhelm in leidenschaftlichem Widerstand zeigt gegen alle Lebenslenkung aus allgemeinen Einsichten und Maximen heraus.

Wir sehen Lothario, den Abbé und Jarno ankommen, sehen, wie man sich zu Gesprächen trennt, wie Nathalie mit ihrem Bruder Lothario, Therese mit dem Abbé sich entfernen und wie Jarno zu Wilhelm tritt, ihn "im Auftrag" der Turmgesellschaft weiter aufzuklären über den "Turm".

Wilhelm bricht aus in leidenschaftlichem Misstrauen, in heftigster Auflehnung gegen jede Lebenslenkung aus Einsichten und Grundsätzen, fordert das Handeln nach echten ungebrochenen ursprünglichen Regungen, will sich das Netz der Vernunft nicht überwerfen lassen. Es fallen seine Hohnworte von den geheimnisvollen Mächten des Turms, die da immer so geschäftig sind, Menschen zu bewirken, seltsame Zwecke mit Menschen und an Menschen auszuführen, seine Hohnworte von "heiligen" Männern mit "löblichen" Absichten, die für "unheilige" Augen ewig ein Rätsel bleiben, von den "würdigen Abenteuern", an denen er in seiner Lebenswirrnis den "schuldigen" Anteil nicht nehmen könne.

Jarno sucht Wilhelm nicht etwa zu beschwichtigen, sondern reizt ihn weiter auf mit kaltem Hohn in seiner Redeweise, mit Eröffnungen, die den Gereizten noch mehr erschüttern und verwirren müssen. Alles was Wilhelm bei seiner Lossprechung im Turm, beim Empfang seines Lehrbriefs erlebt und gesehen habe, bezeichnet Jarno als "Reliquien" eines jugendlichen Unternehmens, über das nun die Eingeweihten "gelegentlich" nur lächeln. Er verlangt Wilhelm den Lehrbrief ab, um bei seinen Erklärungen und Erzählungen an den zweiten, damals im Turm nicht verlesenen Teil des Lehrbriefs anzuknüpfen, der die Lebenslehre enthält.

In dem scharfen oft von Gegenstand zu Gegenstand springenden Hin und Wider des Gesprächs tritt etwa das Folgende hervor: Allgemeige Sprüche wirken nur auf den, dem eigne Erfahrung in sie einschiesst und wirken nur so lang und so weit sie sich mit eigener Erfahrung verbinden lassen. Sie sind also wieder auf Deutung - auf verschiedene, durch die Natur des Deutenden und seine Lage bedingte Deutungen angewiesen, geben keine feste Lehre, sind meinungsmässig nicht festzulegen, fordern ihren Gegensatz heraus und meinen ihn mit.

Die Turmgesellschaft ist ehedem von jungen Menschen gegründet, die ja oft zu grossen Worten, Zeremonien, Geheimnissen neigen. Der Abbé ist zu ihnen gestossen und hat sie in dieser Neigung bestärkt, bestärkt aus seiner Überzeugung, dass sich Irrwege nur überwinden lassen, wenn man sie ganz durchlebt. Jarno, von Natur ganz

für Klarheit und kalte Einsicht eingerichtet, wirkt als Verfälscher des ganzen Beginnens; es drohte durch ihn - so sieht er es selbst - auf dünkelfhafte Beobachtung der Fehler und der Beschränktheit der andern hinauszulaufen. Der Abbé hat die Verbundenen dazu geführt, Beobachtungen und Einsichten zu helfender Menschenlenkung zu nutzen. So kams zum Streben, Lebensmeisterung und Lebensführung als Handwerk, als Kunst zu betreiben, mit dem Ziel, den Menschen zu sich selbst zu bringen, zu sich selbst zu machen in einer freien Gemeinsamkeit. Die dazu Unfähigen wurden ausgeschieden. Jarno hat sich als schlechter Lehrmeister erwiesen wegen seiner Unfähigkeit, einem nach seiner Meinung Irrenden zuzusehen, den sicheren Nachtwandler nicht anzurufen, nicht durch vorzeitige Erweckung mit dem Absturz zu bedrohen.

Bei den Einwirkungen in Wilhelms früherem Leben haben sich seine Intentionen mit denen des Abbé überkreuzt. Und doch hat der falsche Lehrmeister dabei auch wieder recht behalten.

In diesem Gespräch Jarnos und Wilhelms erscheint die Turmgesellschaft sich selbst wandelnd. Die Freunde zugleich in Gegensätzen, mit Geheimnissen voreinander und doch zusammenwirkend, sich gelten lassend. Kein System - Bewegliches und bewegtes Denken und Tun - ein Denken, eine Ratio, die bereit ist, ihre eigenen Bedingnisse mitzudenken und die Folgerung aus ihrer Bedingtheit zu ziehen. Man weiss sich in der Anwendung des Denkens den gleichen dunklen sinnlos-sinnreichen Schickungen unterworfen wie bei jedem Lebensvorgang. Man sucht sich zu erheben über Verstrickungen des Denkens in sich selbst, über Verstrickungen des ganzen Menschen in sein Denken. Man will kein abgelöstes Denken, sondern ein mit zum Leben dienendes. Satzungen, Einsichten, Anschauungen werden in ihrer Eingeschränktheit gewusst, festgehalten, aufgegeben, angewendet, ruhen gelassen. Auch hier zeigt die Art der Darbietung alles bedingt, ja fragwürdig und doch in seiner Bedingtheit gültig.

Da wird nichts nach richtig und falsch entschieden, da wird keine "wahre" Lebenslehre vertreten, da wird Menschentum in Stufungen geschaut. Das Fertigwerdenwollen mit den Lebenserscheinungen durch Beurteilen wird auch im Denken aufgehoben, auch das Denken wird als Lebensvorgang in seinen Wandlungen gesehen und demgemäs betätigt.

Wir haben uns bei unseren Beobachtungen bis jetzt zumeist in den Zonen dargebotener Anschauungen, Meinungen, Gesinnungen bewegt. Noch wichtiger wird die Darbietungsweise dieser Dichtung, wenn wir uns den Gestalten zuwenden und beobachten, wie sie der Dichter erscheinen lässt:

Wie gibt er uns die Menschen seiner Lebenssage?

Ich greife zunächst gleichsam den einfachsten Fall heraus, die Gestalt der Jugendgeliebten Wilhelms, die Gestalt Mariannens. Sie tritt uns auf den ersten Seiten des Werkes als die unbedingt Liebende entgegen, in ihrer ausbrechenden jungen Leidenschaft. Nicht als freie, ungetrübt Glückliche, sondern als Verstrickte, sich Befreiende - sich Befreiende, wenn auch erst nur für diesen Augenblick.

Die Schilderung der alten Barbara, der Betreuerin, malt uns die Szene für das Erscheinen ihrer "schönen Gebieterin", setzt uns in das Wissen um die Lage. Die Alte hat ihren Pflegling an einen jungen reichen Kaufmann, Norberg, verhandelt, der jungen Schauspielerin einen Liebhaber und Aushälter verschafft. Ein Paket mit Geschenken ist von Norberg gekommen. Die Alte hat's geöffnet, die Gaben ausgebreitet, Kerzen entzündet. Sie geht ans Fenster, immer wieder, horcht, ob man die Kutschen noch nicht fahren höre, die vom geendeten Schauspiel kommen, schaut aus nach der Erwarteten, hört endlich ihren Schritt auf der Treppe, läuft ihr entgegen, will sie lieblosen, zum festlichen Gabentisch führen.

Marianne aber, in roter Offiziersuniform mit weisser Weste, Federhut und Degen - so war sie im Nachspiel aufgetreten - drängt an ihr vorbei, wirft Hut und Degen auf den Tisch, geht auf und nieder, achtet nicht der Zärtlichkeiten, nicht der feierlichen Lichte, nicht der Geschenke - und als die Alte ihr den Anblick aufdrängen will, Norberg rühmt, ihr seine Rückkehr ankündigt, bricht sie aus: "Fort! fort! heute will ich nichts von all diesem hören; ich habe Dir gehorcht, Du hast es gewollt, es sei so! Wenn Norberg zurückkehrt, bin ich wieder sein, bin ich Dein, mache mit mir, was Du willst, aber bis dahin will ich mein sein, und hättest Du tausend Zungen, Du solltest mir meinen Vorsatz nicht ausreden. Dieses ganze Mein will ich dem geben, der mich liebt und den ich liebe.. Ich will mich dieser Leidenschaft überlassen, als wenn sie ewig dauern sollte".

Auf das heftige Widersprechen der Alten springt Marianne auf sie los, fasst sie an der Brust. Es folgt ein lachender und doch bitter ernster Kampf um das Ausziehen der Uniform. Die Alte will die Entschlossene aus den kühn machenden Männerkleidern schälen, das gefügte Mädchen wieder in ihr erwecken und in ihre Hände bekommen. Marianne reisst sich los, kündigt einen Besucher an. Die Alte vermutet den "jungen, zärtlichen, unbefiederten Kaufmannssohn", höhnt über die Grossmut Unmündigen, Unvermögenden sich uneigennützig zu schenken, und Marianne bricht abermals aus: "Spotte, wie du willst. Ich lieb ihn, ich lieb ihn! Mit welchem Entzücken sprech' ich zum ersten Mal diese Worte aus: Das ist diese Leidenschaft, die ich so oft vorgestellt habe, von der ich keinen Begriff hatte. Ja, ich will mich ihm um den Hals werfen! ich will ihn fassen, als wenn ich ihn ewig halten wollte. Ich will ihm meine ganze Liebe zeigen..."

Trocken mahnt die Alte: in vierzehn Tagen sei Norberg zurück - und Marianne schwört sich zum dritten Male unbedingter Liebe und Hingabe zu: "Und wenn mir die Morgensterne meinen Freund rauben sollte, will ich mirs verbergen. Vierzehn Tage! Welche Ewigkeit!..."

Dieses Aufwachsen und Hervorbrechen der Leidenschaft, der Liebesregung - wie eine jähe Blüte - ist mitreissend geschildert. An einem schlichten, man könnte sagen simplen Herzen und doch stellvertretend für alle Herzen. Das Entscheidende: die Verwandlung der Welt tritt ein, gezeigt an dem Hinausgelangen aus der Zeit, an der Verwandlung der Zeit in die Nichtzeit, des zeitlichen Seins in ein Ausserderzeitsein.

Bezeichnend und glorreich wirksam zugleich, für sie selbst und für den Leser die drei Beschwörungen Mariannens: die ersten beiden noch mit dem vergleichenden "als wenn", die erst anhebende, dann sich steigernde Verwandlung andeutend, den Zurückbleibenden, sich nicht Mitverwandelnden noch entgegenkommend, die eigne Rückkehr aus dieser Verwandlung noch ins Auge fassend. Sie schwört sich dieser Leidenschaft zu: "als wenn sie ewig dauern sollte" und dann: "ich will ihn fassen, als wenn ich ihn ewig halten wollte". Zuletzt aber das sieghafte, ganz ins zeitlos-unbedingte Hinübergelange: "Vierzehn Tage! Welche Ewigkeit!"

Dieser mitreissenden Schilderung, die tiefe Teilnahme, ja Teilhabe erweckt und erwecken soll, steht anderes in der Darbietung gegenüber, das - unerbittlich - Distanz schafft, Abstand bewirkt.

Wilhelm kommt, der rote Offizier fliegt ihm entgegen, die Liebenden umschlingen sich. Da tritt der Erzähler hervor, bricht den Zauber des Geschehens, in den er uns hineingeschlungen, indem er die Schilderung abbricht, bricht den Zauber der Gestalt, die er vor uns in einen ihrer höchsten Augenblicke hat hineinwachsen lassen, indem er von ihr zurücktritt. Er tritt zurück und nimmt uns - eben hat er uns noch das weisse "Atlaswestchen" an Wilhelms Brust erblicken lassen - unaufhaltsam mit sich fort:

"Wer wagt hier zu beschreiben, wem geziemt es, die Seligkeit zweier Liebenden auszusprechen! Die Alte ging murrend beiseite, wir entfernen uns mit ihr und lassen die Glücklichen allein." Wie stark wird hier Abstand genommen, Abstand erzwungen - gleich stark wie vorher die Teilhabe hervorgezaubert wurde - und mit welchen vielfältigen und vielfältig wirksamen Mitteln! "Wer wagt es", "wem geziemt es" - das sagt nicht nur: - ich, der Erzähler, wagt es nicht, mir, dem Erzähler kommt es nicht zu - es sagt zugleich: keiner darf es wagen, keinem kommt es zu, hier ist ein unbetretbarer Bezirk. Und indem der Erzähler sich und alle Erzähler ausschliesst, schliesst er auch den Leser aus, schafft er den Leser, den er eben zu einem gemacht hat, der mit dabei ist, zugleich zu einem, der auch wieder nicht dabei sein kann, der im Abstand bleiben muss. Und indem er sich und den Leser, die tief Teilnehmenden, mit der widerstrebenden, besiegten beiseite gehenden Alten paart, macht er die Entfernung gerade auch der Teilnehmenden zwingend wirksam bewusst.

Dieses erste Hervortreten des Erzählers mitten im erregenden Geschehen, mitten im erregenden Erscheinen der Gestalten als eines Abstand Nehmenden und den eben eingeschlungenen Leser wieder zum Abstand Führenden scheint mir sehr bedeutsam. In solcher Wirksamkeit erscheint dieser Erzähler das Werk hindurch immer von neuem. Oft keineswegs zu unserer Beglückung, die wir uns im Eingeschlungensein viel wohler fühlen und ihm diese seine andere Kunst, uns miteinzuschlingen ins Geschehen und in die Gestalten, viel lieber danken. Aber mit einer steten Folge, die offenbar mit dem Sinn des ganzen Werkes zusammenhängt und uns, ob wir wollen oder nicht, in solche seltsamen zwiefach Miterlebende, innerst Teilnehmende und aus dem Abstand Schauende, allmählich aber sicher und immer mehr verwandelt.

Nach der Zerstörung von Wilhelms und Mariannens Liebesbund etwa tritt der Erzähler hervor und trennt sich und uns von dem Leidenden. Er sagt uns ausdrück-

lich, dass er "einige Jahre" in seinem Erzählen überspringen wolle, und sagt das mit Begründungen, die uns ganz weit aus unserer eben noch von ihm aufs höchste erregten Teilnahme herausführen und uns aus einer seltsamen Nah-Ferne auf das eben Geschehene und auf das Kommende blicken lassen:

"Jeder, der mit lebhaften Kräften vor unsern Augen eine Absicht zu erreichen strebt, kann, wir mögen seinen Zweck loben oder tadeln, sich unsre Teilnahme versprechen; sobald aber die Sache entschieden ist, wenden wir unser Auge sogleich von ihm weg; alles, was geendigt, was abgetan da liegt, kann unsre Aufmerksamkeit keineswegs fesseln, besonders wenn wir schon frühe der Unternehmung einen üblen Ausgang prophezeit haben. Deswegen sollen unsre Leser nicht umständlich mit dem Jammer und der Not unseres verunglückten Freundes, in die er geriet, als er seine Hoffnungen und Wünsche auf eine so unerwartete Weise zerstört sah, unterhalten werden. Wir überspringen vielmehr einige Jahre, und suchen ihn erst da wieder auf, wo wir ihn in einer Art von Tätigkeit und Genuss zu finden hoffen, wenn wir vorher nur kürzlich so viel, als zum Zusammenhang der Geschichte nötig ist, vorgetragen haben."

Ist es nicht, als ob der Leser aus seiner Teilnahme herausgescholten und herangetrieben werden sollte mit dieser in besonders kalten, fast eisigen Wendungen angestellten Erörterung über gewisse Schranken menschlichen Teilnehmens überhaupt? Der Erzähler nimmt den Leser dabei an seine Seite und spricht mit einem "wir", in das wir uns nur mit Widerstand hineinbeziehen lassen und uns dann doch dem, was uns in dem Aussagen von diesem "wir" angemutet wird, nicht entziehen können.

Das noch im Gang seiende Streben, die noch fortschreitende von Kräften gespeiste Bewegung als gleichsam "natürlicher" Gegenstand der Anteilnahme - das abgetan da Liegende, Geendete, als keine Aufmerksamkeit mehr fesselnd, zumal wenn man - der Leser wird wieder mit hineingezogen! - den schlimmen Ausgang schon vorhergesehen - das Ganze als Begründung, warum der Leser von Wilhelm Zustand in seinem Unglück nicht "umständlich unterhalten werden" soll - das alles sieht aus wie eine kühle Überlegung über das zweckmässige Weiterführen der Geschichte und lässt doch wieder einen nicht zu betretenden Bezirk (das tiefe Leid, den abgründigen Schmerz) aufscheinen. Einen Bezirk, den der Leser nach dem Sinn dieses Erzählers nicht betreten soll. Und er modelt weiter am Leser, ihn zu einem solchen zwiefach Gefügigen, Teilnehmenden und Zurücktretenden zu machen. Denn er wird ja nicht nur von diesem Bezirk des Schmerzes entfernt, sondern auch an sein Abstandhalten müssen überhaupt gemahnt.

Etwas Ähnliches finden wir viel später in der Szene nach dem grossen Brand, als der Wahnsinn des Harfners ausgebrochen ist. Wilhelm gewahrt den Alten, wie er flüchten will, die Gartentüre verschlossen findet, an den Spalieren die Mauer zu übersteigen sucht. Vergeblich sucht er ihn mit Gründen zurückzuhalten, drängt ihn endlich "halb mit Gewalt" in das Gartenhaus und führt - so heisst es im Text - "ein wunderbares Gespräch mit ihm, das wir aber, um unsere Leser nicht mit

unzusammenhängenden Ideen und bänglichen Empfindungen zu quälen lieber verschweigen als ausführlich mitteilen."

Gewiss erscheint in diesen Beispielen das Zurücktreten, die Distanzierung auch vom Gegenstande aus geboten. Glückseligkeit vereinter Liebender, zerrüttender Schmerz, innere Irrgänge des Wahnsinns - diese Bezirke will der Erzähler nicht erzählend betreten, in sie seinen Leser nicht eintreten lassen. Und auch an dieses Verhalten wären wichtige Gedanken über die Art dieses Erzählers anzuknüpfen - denn es gibt ja auch Erzähler, die diese effektreichen Bezirke mit Vorliebe aufsuchen, sich und den Leser darin herumtreiben und durch sie hindurchtreiben würden.

Aber über diese vom Gegenstand her gebotene Distanz hinaus sehen wir in diesen Beispielen den Erzähler überhaupt Abstand nehmend und Abstand schaffend hervortreten. Und diesem Geschäft, Abstand zu nehmen und zu schaffen, sehen wir ihn auch mit andern Mitteln immer wieder obliegen im Wechsel mit den Teilnahme erregenden Faszinationen. Mit wissenden Zwischensätzen, eingestreuten Bemerkungen, allgemeinen Präambeln, ganz fremde Zonen geraufgerufen aus dem Gegebenen hinausführenden Bildern und Vergleichen, Gebrauch ernüchternder, untertreibend gewählter Worte und Wendungen erreicht er immer wieder dieses Ziel, an dem ihm so viel zu liegen scheint: sich und den Leser herauszuführen aus dem teilnehmenden Mitinnessein und zurückzuführen zum beschauenden Abstand.

Wir wollen noch einmal zur Gestalt Mariannens zurückkehren. Nach ihrem ersten Erscheinen spiegelt sie sich für uns in Wilhelms Entzückungen: ihr schöner junger Leib, den sie ihm mit allen Hingebungen des Herzens schenkt, die einfachen schlichten Zaubergebärden ihrer Zärtlichkeit, die Macht ihrer einfachen und doch so starken Liebeskraft, die sein Denken, Schauen, Fühlen steigernd verwandelt, so dass er zu spüren meint, wie sie ihn zu einem neuen Menschen schafft, die Tiefe ihres Hinnehmens des seinen und Hingebens des eigenen Wesens, die ihn das Himmlische erfahren lässt, das den Menschen aus sich selbst entrückt, über sich selbst erhebt und dadurch in sich selbst erfüllt.

Aber den Schilderungen dieser, uns Mariannens Wesen fühlen und an ihm teilnehmen lassenden Entzückungen Wilhelms stehen andre Stellen gegenüber, die uns die Grenzen dieses einfachen jungen Wesens fühlen lassen und das, was nur Schein ist an seinen Spiegelungen in Wilhelms Seele. Und der Erzähler sorgt unerbittlich dafür, dass der Leser nicht im Einen befangen bleibt und sich das Schauen auf das Andre erspart. Die stärkste dieser Stellen steht am Anfang des 15. Kapitels des ersten Buches. Es wird mit einer jener betrachtend-distanzierenden Präambeln eingeleitet:

"Glückliche Jugend! Glückliche Zeiten des ersten Liebesbedürfnisses! Der Mensch ist dann wie ein Kind, das sich am Echo stundenlang ergötzt, die Unkosten des Gesprächs allein trägt, und mit der Unterhaltung Wohl zufrieden ist, wenn der unsichtbare Gegenpart auch nur die letzten Silben der ausgerufenen Worte wiederholt."

Mit dieser allgemeinen Betrachtung wird zunächst die Ernüchterung erreicht. Der Erzähler scheut sich nicht, das Mittel des scheinbaren Preisens der Illusionskraft der Jugend zu gebrauchen, mit dem Ältere so oft - erfreulicherweise meist vergebens - entzaubernd zu wirken trachten. Aber es bleibt nicht dabei. Der Erzähler geht ins Einzelne:

“So war Wilhelm in den frühern, besonders aber in den spätern Zeiten seiner Leidenschaft für Marianen, als er den ganzen Reichtum seines Gefühls auf sie hinüber trug, und sich dabei als einen Bettler ansah, der von ihren Almosen lebte. Und wie uns eine Gegend reizender, ja allein reizend vorkommt, wenn sie von der Sonne beschienen wird, so war auch alles in seinen Augen verschönert und verherrlicht, was sie umgab, was sie berührte. Wie oft stand er auf dem Theater hinter den Wänden, wozu er sich das Privilegium von dem Direktor erbeten hatte! Dann war freilich die perspektivische Magie verschwunden, aber die viel mächtigere Zauberei der Liebe fing erst an zu wirken. Stundenlang konnte er am schmutzigen Lichtwagen stehen, den Qualm der Unschlittlampen einziehen, nach der Geliebten hinausblicken, und, wenn sie wieder hereintrat und ihn freundlich ansah, sich in Wonne verloren dicht an dem Balken- und Latten- Gerippe in einen paradiesischen Zustand versetzt fühlen. Die ausgestopften Lämmchen, die Wasserfälle von Zindel, die pappenen Rosenstöcke und die einseitigen Strohütten erregten in ihm liebliche dichterische Bilder uralter Schäferwelt. Sogar die in der Nähe hässlich erscheinenden Tänzerinnen waren ihm nicht immer zuwider, weil sie auf einem Brette mit seiner Vielgeliebten standen. Und so ist es gewiss, daß Liebe, welche Rosenlauben, Myrtenwäldchen und Mondschein erst beleben muss, auch sogar Hobelspänen und Papierschnitzeln einen Anschein belebter Naturen geben kann. Sie ist eine so starke Würze, dass selbst schale und ekle Brühen davon schmackhaft werden.”

Das Wort von der starken Würze, die selbst schale und ekle Brühen schmackhaft macht, ist krass genug, und seine Anwendung wird nahe genug gelegt. Und doch läuft gleichzeitig mit der Schärfe dieser Entzauberungen, die den Leser treffen und am Mit-innebleiben im Zauber verhindern, ein Gegenzug, der gerade die Stärke jener Macht ins Licht rückt, die diesen Zauber hervorruft, und der die Trägerin dieses Zaubers verherrlicht.

Dann entschwindet in der Schicksalsnacht, in der Wilhelm die fremde Gestalt aus Mariannens Türe treten und sich in die Nacht verlieren sieht und dann im geraubten Halstuch das verräterische Briefblatt findet, Mariannens Gestalt, geht unter in ihrer scheinbaren Schwäche, ihrer scheinbaren Entwürdigung. Erst spät im Werk erfahren wir von ihrer wahren Stärke, ihrem Sieg, der Bewahrung ihrer Würde. Inzwischen taucht ihr Bild noch zweimal vielsagend auf. Und aus einem Bündel Briefe, die Wilhelm nie erreicht haben und die ihm erst nach seinem Eintritt in die Turmgesellschaft von der alten Barbara überbracht werden, hören wir erschreckend gross und schlicht Mariannens eigene Stimme und von ihrem gut und stolz getragenen Schicksal, sehen sie, wie sie kraft ihrer Selbst dem Tod furchtlos ent-

gegen schaut. Sie selbst aber ist nicht mehr da. Das wirkt bei allem mit, was wir nun von ihr hören, und soll mitwirken. Erst lang nach ihrer Entrückung durch den Tod lässt der Erzähler uns aus dem Abstand die Grundzüge ihres Wesens schauen. Lässt er den Sohn aus Mariannens und Wilhelms Liebesbund, den Knaben Felix, zu Wilhelm kommen, den er von da an begleitet. Was der Erzähler aber mit all den Bewegungen und Gegenbewegungen seiner Darbietungen dieser Gestalt, mit allen Bezäuberungen und Entzäuberungen, allen Hineinschlingungen und Herausführungen, die er mit uns veranstaltet, was er mit dem allen erreicht, ist: unser Erfahren eines menschlichen Wesens in seiner Bedingtheit und zugleich in seiner eigentümlichen Gültigkeit. Unser Schauen und Begreifen wird dafür eröffnet, dass die Bedingtheiten eines menschlichen Wesens seine eigentümliche geheimnisvolle Gültigkeit nicht aufheben, und dass doch diese wunderbare Gültigkeit es nicht der Schranken enthebt, die ihm zugehören, ja durch die es überhaupt erst zur Gestalt werden kann.

Schauen wir auf eine zweite Gestalt und wählen nach der einfachsten die sublimste: Lothario, den von allen ihn näher kennenden Verehrten, den Vielgeliebten, in seinem schönen gehobenen Menschentum Unbezweifelten.

Schon in der Theaterwelt Serlos und seiner Schwester Aurelie tritt uns ein erstes Bild Lotharios entgegen. Aurelie, die durch ihn Erweckte, durch ihn Leidende, gibt Wilhelm die Schilderung ihres Freundes, der sich von ihr zurückgezogen hat. Die bezeichnenden Worte, die dabei über ihn fallen, sind etwa die folgenden: er begegnet der neuen Bekannten mit "gelassenem Anstand" und "offener Gutmütigkeit". Er spricht mit ihr selbst über sie und ihre Lage "so teilnehmend und so deutlich", dass sie zum ersten Mal die Freude erlebt, ihre eigene Existenz in einem andern Wesen wiederzuerkennen. Er urteilt richtig aber nicht absprechend, treffend aber nie lieblos. Er zeigt keine Härte, und sein Mutwille ist noch gefällig. Er erscheint als hilfreich und vertrauenerweckend, indem er Vertrauen schenkt. Ein freier, klarer, Anteilnehmender Mensch tritt uns aus Aureliens Schilderung entgegen, der seiner selbst sicher und in sich beruhend den andern zu begreifen, Wesen und Bild des andern in sich aufzunehmen und mit zu tragen vermag, und der durch diese Fähigkeit Menschen gewinnen, stärken und steigern kann.

Aurelie findet sich von Lothario verwandelt, als Schauspielerin zu Kraft und Leben erweckt. Aber nicht nur in ihrem Beruf fühlt sich Aurelie durch Lothario verwandelt, auch in ihrem Verhältnis zur Nation. Bisher waren ihr die Deutschen mengenmässig dumpf und roh vorgekommen, zur Nachahmung anderer bestimmt. Jetzt sieht sie ihnen Anlagen und Kräfte gegeben, die "durch vorzügliche Menchen.. geleitet werden können". Sie freut sich der deutschen Fähigkeit, Höheres zu empfangen und ihm zuzuwachsen, denn sie hat - so spricht sie's aus - "einen Anführer gefunden".

"Ihm war" - so schildert Aurelie - "die Geschichte bekannt, und mit den meisten verdienstvollen Männern seines Zeitalters stand er in Verhältnissen. So jung er war, hatte er ein Auge auf die hervorkeimende hoffnungsvolle Jugend seines Vaterlands, auf die stillen Arbeiten in so vielen Fächern beschäftigter und tätiger

Männer. Er liess mich einen Überblick über Deutschland tun, was es sei, und was es sein könne."

Ein Mensch mit Führungskräften zeigt sich uns, mit einer Witterung für das noch verborgen Wachsende und für das im Stillen vielfältig Wirkende, mit einer inneren Weite, die vieles begreifen, würdigen, achten, verbinden kann, mit einer inneren Schaukraft und Besonnenheit, die die möglichen gemeinsamen Ziele zu erkennen und zu zeigen vermag, mit einem Blick für das Ganze, ohne die Gefahr, im Allgemeinen zu "verschweben".

Aurelines Schilderungen werden im weiteren mannigfach bestätigt und im gleichen Sinn ergänzt und bereichert:

Wir erfahren von Lotharios sozialen Reformen auf seinen Gütern - einer Art "Revolution von oben" - nach dem einfachen Grundsatz, dass wer für einen Vorteil mitarbeitet und ihn gewinnen hilft, auch in gemässer Weise an ihm teilhaben soll. Wir hören ihn für den "tätigen" Verzicht der Besitzenden eintreten, das heisst für einen Verzicht, der nicht wegwirft, sondern Glück und Wohlbefinden anderer und damit das eigene schafft und gründet - und wir sehen ihn solche Verzichtete vollziehen. Wir hören ihn, den Adligen, von einem neuen Verhältnis zum Staate sprechen, das verjährte Vorrechte und verjährte Pflichten gegen freie Entfaltung in den die ganze Gemeinschaft umfassenden Bindungen eintauscht.

Wir erfahren, dass Lothario in Amerika war, dass er den Freiheitskampf auf Seiten der Vereinigten Staaten mit grosser Auszeichnung mitgefochten. Wenn er von seinen Reisen und Feldzügen erzählt, zeigt sich, dass ihm die Welt so klar und offen daliegt wie andern das kleine Gefild, das sei bewohnen und bewirtschaften. Seine Rückkehr aber hatte er mit den Worten angekündigt: "Ich werde zurückkehren, und in meinem Hause, in meinem Baumgarten, mitten unter den Meinigen sagen: hier oder nirgends ist Amerika!"

In dem Bunde, der sich über die Welt ausbreiten soll, den die Turmfreunde zuletzt planen, will Jarno nach Amerika gehen, der Abbé nach Russland, Lothario aber will in Deutschland bleiben. Lotharios Führungskräfte werden am stärksten in Jarnos Worten zu Wilhelm bezeichnet: "wie sein Überblick und seine Tätigkeit unzertrennlich miteinander verbunden sind, wie er immer im Fortschreiten ist, wie er sich ausbreitet und jeden mit fortreisst" und in Jarnos anschliessender Bemerkung, dass Lothario vielleicht in einem Tage zerstören könnte, woran ein anderer jahrelang gebaut hat, die er mit den Worten ergänzt: "aber vielleicht teilt auch Lothario, in einem Augenblick, andern die Kraft mit, das Zerstörte hundertfältig wiederherzustellen. "Dass es sich, bei allen Wirkungen, die von Lothario ausgehen, nicht um ein äusseres Anführertum handelt, das Macht ausübt und Macht erstrebt, das befiehlt und herrscht, sondern um ein inneres, das erweckt und "leitet" - das kommt am schönsten in Lotharios eigenen Worten zum Ausdruck, die er zuletzt an Wilhelm richtet und mit denen er ihm ein Bündnis in diesem Anführertum anbietet:

“Lassen Sie uns, da wir einmal so wunderbar zusammenkommen, nicht ein gemeines Leben führen; lassen Sie uns zusammen auf eine würdige Weise tätig sein! Unglaublich ist es, was ein gebildeter Mensch für sich und andre tun kann, wenn er, ohne herrschen zu wollen, das Gemüt hat, Vormund von vielen zu sein, sie leitet, dasjenige zur rechten Zeit zu tun, was sie doch alle gern tun möchten, und sie zu ihren Zwecken führt, die sie meist recht gut im Auge haben, und nur die Wege dazu verfehlen. Lassen Sie uns hierauf einen Bund schliessen; es ist keine Schwärmerei, es ist eine Idee, die recht gut ausführbar ist, und die öfters, nur nicht immer mit klarem Bewusstsein, von guten Menschen ausgeführt wird.”

Dieses Anführertum ist das eines “gebildeten Menschen”, der auf die andern “bildend” wirkt, das heisst eines Menschen, der des Selbstischen, der Verstrickung in die Eigensucht des Ich ledig ist, sein Ich und sein Selbst frei innehat und dadurch die andern von selbstischer Verstrickung befreien und zur echten Entfaltung ihrer selbst bewegen und befähigen kann. Er darf nicht herrschen wollen, sondern muss das Gemüt dazu haben, “Vormund” von vielen zu sein, das heisst er muss jener tiefgründigen Teilnahme fähig sein, die das Wesen des andern, sein Bild begreift, sein Mitträger wird und es dadurch zur Entfaltung bringt.

Zu Aureliens Schilderung von der Wirkung eines solchen Teilnehmerkönnens Lotharios treten die Bekenntnisse Theresens und Wilhelms. Bei Theresens Erzählung von dem Eintreten Lotharios in ihr Leben zeigt sich wieder, wie er sie durch jenes Begreifen ihrer Natur, jenes bejahende Schaukönnen ihres inneren Bildes gewinnt, befreit, bestärkt:

“Er machte.. eine Beschreibung, wie er sich eine Frau wünsche .. er beschrieb mich, wie ich lebte und lebte.. Ich erinnere mich keiner angenehmeren Empfindung in meinem ganzen Leben, als dass ein Mann, den ich so sehr schätzte, nicht meiner Person, sondern meiner innersten Natur den Vorzug gab. Welche Belohnung fühlte ich! Welche Aufmunterung war mir geworden!”

Wilhelm schildert sein Erleben Lotharios und der Freunde Lotharios, die er bezeichnenderweise als Menschen, die ihn “umgeben”, sieht, als das Ereignis der Selbstfindung, des befreienden, durch ein tiefes sich Begreifenfühlen zu sich Selberkommens:

“O welch ein Mann ist das!.. und welche Menschen umgeben ihn! In dieser Gesellschaft hab ich, so darf ich wohl sagen, zum ersten Mal ein Gespräch geführt, zum ersten Mal kam mir der eigenste Sinn meiner Worte aus dem Munde eines anderen reichhaltiger, voller, und in einem grösseren Umfang wieder entgegen; was ich ahnte, ward mir klar, und was ich meinte, lernte ich anschauen.”

Dieses Erlebnis einer Befreiung zum eignen höheren Wesen, einer Entfaltung der eignen “innersten Natur” durch solche Teilnahme und Mitträgerschaft wird von Wilhelm als so entscheidend empfunden, dass er sich zu grössten Opfern, selbst dem der Verleugnung einer sittlichen Überzeugung für diesen Freund bereit findet.

Als er sich entschliesst, bei der Hintergehung Lydiens mitzuwirken, die durch täuschende Vorwände von Lothario entfernt werden soll, begründet er diesen Entschluss mit Worten, die sein Verhältnis zu Lothario tief und abgründig beleuchten:

“Es ist nicht genug, dass man sein Leben für einen Freund wagen könne, man muss auch im Notfall seine Überzeugung für ihn verleugnen. Unsere liebste Leidenschaft, unsere besten Wünsche sind wir für ihn aufzuopfern schuldig”.

Lothario erscheint als die menschliche Mitte der Turmwelt, als der eigentliche Träger des Bildungsgeheimnisses in doppeltem Sinn: als ein selbst sich Bildender und als ein nicht durch Willen sondern durch Wesen und Verhalten bildend Wirkender.

Alle Erörterungen, Leitworte und Aktionen Jarnos und des Abbés haben Wilhelm gleichsam nur aufgestört, ebenso sehr verwirrt wie aufgeklärt, ebenso zum Widerstand gereizt wie gelenkt. Durch Lothario wird Wilhelm verwandelt.

Aber auch diese Gestalt wird uns nicht in unbedingter Verherrlichung gezeigt, nicht in überragender vollendeter Grösse (wie Friedrich Schlegel es sehen wollte), nicht als gepriesener Held oder Heiland - sondern als - ob auch auf hoher, ja vielleicht auf einer höchsten Stufe - in Bedingungen wesender und wachsender Mensch. Auch bei dieser Gestalt hält der Erzähler Distanz, so sehr es sein Anliegen ist, ihr Wunderbares erscheinen zu lassen. Und auch bei ihr hat er viele, oft leise Wege, den Leser hinzunehmen und zugleich zum Abstand zu führen.

Während der Genesungszeit von einer im Duell empfangenen Wunde kommt es zu Lotharios Ritt zu einer ehemals geliebten Pächterstochter. Dieses “Abenteuer” - so wird es wieder genannt - ist aber das vielleicht kunstvollste Mittel, das der Erzähler in seinem bedingenden Darstellungsverfahren dieser Gestalt anwendet. Lothario erzählt es selbst, und wir erfahren, wie er selbst in die Bedingungen des menschlichen Lebensgewebes hineinschaut, wie er selbst sie sieht und sich wissend hineinstellt. Der die ehemalige Geliebte Suchende findet sie zuerst im Ebenbild einer jungen Muhme ganz so wie damals vor zehn Jahren sie selbst. Und er findet auf einem zweiten Ritt die ehemalige Geliebte nun verwandelt, aber doch in ihrem Wesen, in ihrem “Bild” die Gleiche. Und er sieht zuletzt in einer Stube das jugendliche Ebenbild “in eben der Gestalt”, in der er die Geliebte so oft gefunden, die verwandelte doch ihr “Bild” bewahrende Geliebte und ihr, der Mutter, vollkommen gleichendes Töchterchen.

“So stand ich” - erzählt Lothario - “in der sonderbarsten Gegenwart, zwischen der Vergangenheit und Zukunft, wie in einem Orangenwalde, wo in einem kleinen Bezirk Blüten und Früchte stufenweis nebeneinander leben”.

Das Sinnbild wird vom Dichter nicht ausgedeutet. Und auch der erzählende Lothario sagt nichts darüber aus. Er überlässt seinen Zuhörern “zu denken, mit welchem Herzen ich blieb und mit welchem ich mich entfernte”.

Aber umso mehr wird in diesem Sinnbild angedeutet, auf umso mehr wird mit ihm (nach vielen Seiten) hingedeutet. Die vergangene Geliebte und das Mit-ihr-leben sind wieder da im schönen jungen Ebenbild. Sie sind aber auch wieder mit da in ihr

selbst, der Gegenwärtigen, Verwandelten und in Lothario, der wieder vom Brunnen dieses Erlebens trinkt. Vergangenes ist nicht einfach hinweggeschwunden, es ist verwandelt gegenwärtig. Es hat sich umgestaltet, aber unter dem Wirken der gleichen Keimkräfte, aus deren Walten seine frühere Gestalt hervorgegangen war. Es erscheint ein Wachstum, das sich unter den mannigfachsten Einflüssen und Veränderungen doch nach innewohnendem Gesetz gestaltet - nicht nach einem starren mechanischen, aber nach einem lebendig-beweglichen Gesetz. Die Vorstellung von Entelechien taucht auf, von ihren eigenen Sinn und ihr eigenes Ziel in sich tragenden Wesenheiten. Lothario erlebt und sieht das stufenweise Nebeneinanderleben von Blüten und Früchten im Menschenwald. Dass er so erleben, so sehen kann, stellt ihn selbst hinein in solche stufenweise Verwirklichungen des Lebenskeims, der den Menschen je und je innewohnt. Und indem er so sieht, stellt er sich selbst hinein in diesen Wachstumsreigen als ein selbst sich immerfort Bildender und durch seine Teilnahmefähigkeit andere Bildungen Hervorlockender und Mittragender. Wir, die Lesenden, werden mit hineingezogen in dieses Erleben und in die Anschauungen und Fühlungen vom Menschenwesen, die es eröffnet.

In einem Text zur Morphologie (also zur Lehre von den Gestalten), den Goethe 1807 verfasste, als er plante, seine "Ideen über organische Bildung" drucken zu lassen - unter der Überschrift "Die Absicht eingeleitet" - finden sich die folgenden Sätze:

"Betrachten wir aber alle Gestalten, besonders die organischen, so finden wir, dass nirgend ein Bestehendes, nirgend ein Ruhendes, ein Abgeschlossenes vorkommt, sondern dass vielmehr alles in einer steten Bewegung schwanke. Daher unsere Sprache das Wort Bildung sowohl von dem Hervorgebrachten als von dem Hervorgebrachtwerden gehörig genug zu gebrauchen pflegt.. Das Gebildete, wird sogleich wieder umgebildet und wir haben uns, wenn wir einigermaßen zum lebendigen Anschauen der Natur gelangen wollen, selbst so beweglich und bildsam zu erhalten, nach dem Beispiele, mit dem sie uns vorgeht".

Das sind Sätze des Naturforschers, in denen sich seine Erfahrungen und seine inneren Gesichte seit den frühen Weimarer Jahren kristallisieren. Aber sie beleuchten auch das Verfahren des Dichters bei der Darstellung seiner Lebenssage auf der Stufe der Lehrjahre. Wer das anschauend begreifen will, muss sich selbst "beweglich und bildsam" erhalten. Daher das gegensätzliche Verfahren des Erzählers. Er trachtet den Leser hinzureissen durch eine Manifestation des Menschlichen, ihn zur Hingabe an sie zu bringen, damit er ihre Schönheit, Kraft, Bedeutung, Süßigkeit oder Bitterkeit, damit er ihr Eigenwesen und seine Gültigkeit erfahre, in sich aufnehme, sich damit verbinde. Und: der Erzähler führt den Leser zum Abstand, zum Anblick und Innewerden der Bedingtheit, damit er bildsam und offen bleibe für das Wachstum, für seine Verwandlungen und Neugestaltungen und für andere Manifestationen des Menschentums, die die immerfort bildende und umbildende Gewalt, wieder in eigentümlicher Gültigkeit, hervorbringt.

So finden wir die schlichte Gestalt Mariannens und die grossartig sublimen Lotharios in einem Wachstumsreigen werdend und wirkend geschildert.

Blickt man von diesen beiden Gestalten auf die andern Menschen dieser Lebenssage, so könnte man sagen: Ein grosses auf - und niederwogendes Gewebe aus den verschiedensten Wesen und ihren auf mannigfachste Weisen ineinandergreifenden Lebensläufen tritt uns entgegen. Die Geschichten dieser Wesen werden auf die verschiedenste Art erzählt, und überall sind die verschiedensten Anlagen, Regungen, Kräfte und Mächte wirksam. Aber alle erscheinen in sich wandelnden Ausprägungen ihres eigentümlichen Wesens, alle von innen und aussen bedingt und bewirkt und andre bedingend und bewirkend, alle in eigentümlicher Geltung, keines verurteilt, alle die menschliche Wachstumsweise darstellend und darin wieder verwandt und sich ähnelnd.

“Alle Gestalten sind ähnlich, und keine gleicht der andern;
Und so deutet das Chor auf ein geheimes Gesetz,
Auf ein heliges Rätsel.”

Dieses Wort aus Goethes Gedicht “Die Metamorphose der Pflanzen” könnte man als Motto über diese Gestaltendarstellungen schreiben. Da sind die Figuren der bürgerlichen Sphäre, Wilhelms Vater und Grossvater, Wilhelms Mutter und Schwester, der Artillerieleutnant, der den Vater beim Haubau beraten hat und den Kindern das Puppentheater baut und schenkt, der alte Werner (Freund von Wilhelms Vater) und der junge Werner, der mit Wilhelm aufwächst, der reiche und rohe junge Kaufmann Norberg - und Wilhelm, der aus dieser bürgerlichen Sphäre herauswächst.

Da sind die Figuren der Komödiantenwelt: das Paar Melina, der junge Laertes, der alte Polterer, der Pedant, die Seiltänzertruppe mit ihrem rohen Prinzipal (aus dessen Händen Wilhelm das geraubte Kind Mignon befreit) und mit ihren jugendlichen Zugfiguren: Monsieur Naziss und Demoiselle Landrinette - und Wilhelm, der in seltsamen Verbindungen durch diese Welt hindurchgeht.

Da sind die Figuren der Adelsphäre: Graf und Gräfin, Baron und Baronesse, der Fürst, der Stallmeister, Gesandte, Sekretäre, Offiziere - und Wilhelm, der in kühlen und leidenschaftlichen Begegnungen durch diese Sphäre hindurchgeht.

Da sind die Figuren der echten Theaterwelt, von denen nur Serlo und Aurelie in volle Erscheinung treten - die Komödianten gehen mit ein, halten sich darin oder scheiden wieder aus, da sind die Repräsentanten des Publikums - und Wilhelm, der seinen Bühnentraum in dieser Welt erfüllt und verliert.

Da sind die Gestalten der Turmwelt: ausser Lothario der Oheim, die Tante, Natalie und Therese, Jarno, der Abbé, der Marchese, die Ärzte (als Medikus, Arzt und Chirurg eingeführt) und die mitwirkenden Pfarrherren am Rande - und Wilhelm, der in diese Welt eintritt und in ihr verwandelt wird.

Und da sind noch bedeutende Gestalten, die in keine dieser Sphären eingehen, in keiner aufgehen:

Philine und Friedrich, die Freien, Leichten, Leichtfertigen, Hellen - und die Bedeutsamsten - die zugleich bezeugen, dass der Dichter dieser Gestalten auch über die reichste Menschenwelt noch hinausreicht und um die kosmischen Verbin-

dungen des Menschentums weiss. Mignon und der Harfner, aus dunklem Schicksalsgrund tiefer Triebe gestiegen, fremd in allen Zonen geplanten und bewussten Lebens, mahnend an Schichten des Menschenwesens, die in andern Zonen wurzeln und wesen als wo Vernunft, gezieltes Tun und zielstrebiges Wille walten. Als Sendlinge aus anderen Zonen zeigen sich diese beiden Gestalten nicht nur als "die italienischen Figuren", wie sie Schiller nach der Herkunft aus dem Süden nennt, sondern auch, wie Schiller divinatorisch erkennt, "als fremdartige Wesen", die in die gezeigte Menschenwelt nur gastweise einlaufen und sich wieder von ihr ablösen. Schiller nennt die Gruppe der Turmmenschen ein "schönes Planetensystem", in dem alles zusammengehört, und fährt fort: "nur die italienischen Figuren, knüpfen wie Kometengestalten und auch so schauerlich wie diese, das System an ein Entfernteres und Grösseres an".

Es muss hier der Hinweis genügen, dass durch diese kosmischen Gestalten, die gleichsam in der Menschenwelt nur zu Gäste sind, das übrige Menschenwesen noch einmal aufgehoben und in seiner Bedingtheit gezeigt wird, und noch eine andere Tiefe empfängt durch das Hindeuten auf seine kosmische Verwurzelung und auf die Botschaften, die ihm je und je wieder aus seinen kosmischen Wurzelzonen kommen.

Keine all dieser in der Lebenssage dieses Werkes wohnenden Gestalten, der dumpfen der hellen, der armen der reichen, der engen der weiten, der trüben der reinen, der leichten der schweren, der kleinen der grossen - keine, die nicht als bedingtes aber eigenständiges Menschenwachstum, die nicht in Wechsel und Dauer sich umbildender Bildungen gezeigt wäre.

Alle Gesinnungen, Anschauungen, Meinungen finden wir in dieser Lebenssage (auf allen ihren Stufen) in ihrer notwendigen Beschränktheit, in ihrer gegensätzlichen Aufhebbarkeit gezeigt. Sorgsam sehen wir den Erzähler am Werk, uns hinzureissen, uns in das Gezeigte hineinzuziehen und uns wieder zu distanzieren, um auch uns beweglich und bildsam zu erhalten oder erst zur Beweglichkeit und Bildsamkeit zu führen, Ja zu locken. Werden wir uns wundern, wenn zuletzt der tolle blonde Friedrich, der leichtfertig Unbekümmerte, den Knoten der Handlung löst, das Netz entwirrt, in das sich die Feinen, Edlen, Tiefen verstricken mussten? Wenn ein Mutwilliger und Ungezogener an Türen horcht, Geheimnisse hinterbringt, lockere und kecke Reden führt, die Ernsthaft-Sorgsamen verhöhnt, alle Spielregeln lachend überspringt, das Kind beim Namen nennt - und damit die Frucht abschüttelt, die zwar ohne ihn reif geworden ist, die aber doch geschüttelt werden muss?

Da sagt der dreiste Liebhaber Philinens und Mitwisser vieler oft abenteuerlicher Strebungen und Werdegänge zuletzt zum stillen Helden: "ich muss lachen, wenn ich dich ansehe: du kommst mir vor wie Saul, der Sohn des Kis, der ausging, seines Vaters Eselinnen zu suchen und ein Königreich fand."

Und der Autor hat sich später wiederholt hinter diesem Ausspruch verschanzt, wenn man ihn nach dem Sinn des ganzen Werkes fragte, und hat gemeint, in diesen

Worten zeige er sich an. Mag in solchen Berufungen viel vom Spiel eines listigen sich Verbergens mitwalten - es hat doch seine Bedeutung, dass das Schlusswort des Romans gerade an Friedrich fällt. Und man tut wohl, sich bei einem Überblick über sein Gestaltengut daran zu erinnern, dass dieser tolle Friedrich, der als ein Halbwüchsiger entlaufen ist, den wir als knabenhaften Adoranten und freiwilligen Diener Philinens kennen lernen, dann als ihren Entführer sehen, der auftaucht, verschwindet und wiederkommt, ohne dass jemand wüsste, woher und wohin und was und wie er's treibt, den nur Philinens Honig immer wieder anzieht, der er verschwindet ist im souveränen leichten Sinn und in der leichten Hand - dass dieser tolle Friedrich zugleich der leibliche Bruder Nataliens und Lotharios ist, den die Turmgesellschaft duldet und hinnimmt, wie er ist, an dem nicht einmal der Abbé zu modeln unternimmt.

Sein Leichtsinns und sein Mutwille haben ihren Tiefsinn. Er ist auf seine Weise ein ursprüngliches, unmittelbares, freies Wesen. Ein Treffsicherer, der sich selbst und die Dinge sehen und nennen kann, wie sie sind. Und indem er, der Triebhafte und Triebssichere, seine Geltung behauptet, wirkt er als stärkster einschränkender Gegensatz zu den Gestalteten, sich Gestaltenden, hohe Ziele Verfolgenden.

Wilhelm aber ist auch mit Friedrich verbunden. Als Friedrich, der immer Abenteuernde, einmal auf dem Grafenschloss in gefährliche Lage kommt, rettet und schützt ihn Wilhelm, und der wilde Knabe tritt eine Weile in Wilhelms "Familie" ein und dient ihm als dankbarer Schützling mit Mignon und dem Harfner zusammen.

Darin aber zeigt sich etwas sehr Bedeutsames an, was den ganzen Gestaltenreigen seltsam durchwaltet: alle sind sie von Wilhelm angezogen, alle können sich mit ihm verknüpfen, zu allen reicht er hin, und mit allen kann er sich verbinden. Von Werner bis Lothario, von Philine bis zum Abbé, von Marianne bis zu Natalie, von Mignon bis zu Jarno - überall walten Verbindungen zu Wilhelm, eingreifende tiefe - von Wesen zu Wesen. Fragen wir nach dem Grund dieser Wilhelm und nur ihm verliehenen Fähigkeiten und Möglichkeiten, so finden wir eine gar nicht übermächtige, gar nicht in Produktionen ausbrechende, gleichsam nur in ihm mitwesende Gabe: das Dichterische in ihm. Es zeigt sich fortwährend in ihm wirksam. Er hat sich in früher Jugend mit Leidenschaft selbst im Dichten versucht. Er hat seine Produktionen in einem Augenblick der Einsicht in die Grenzen seines Vermögens verbrannt. Er hat dann gehofft, durch ein Wirken für die Bühne, vielleicht auch als Schauspieler, seine Hingabe an die dichterischen Kräfte tätig auszubilden. Er hat über die Dichtung und ihr bedeutsames Weltwirken nachgedacht. Er hat sich dem Dichtergenius Shakespeares bei der Begegnung mit dessen Werken bis ins Innerste seines Wesens geöffnet und durch Shakespeare eine neue Vision des dichterischen Weltwirkens empfangen. Am tiefsten aber zeigt sich seine dichterische Regbarkeit bei der Begegnung mit Mignon und dem Harfner, die er als Einziger der Miterlebenden als dichterische Erscheinungen erkennt und würdigt, in Wilhelms Fähigkeit, dem Urtied zu lauschen, das Lied und sein welterhaltendes Geheimnis in sich zu erfahren.

Durch diese in ihm mitwesende Gabe des Dichterischen reicht er in alle Zonen, niedrige und hohe, ihm nahe und ihm fremde. Durch diese Gaben zieht er die Wesen an, die sich von ihm gefühlt, gehant und mitgelebt spüren. Durch diese Gabe hat er Anteil an ihnen auch ohne den Umweg von Kenntnisnahme, Beobachtung, Erfahrung - sie sind ihm gleichsam vorgegeben. Durch diese Gabe erscheint er in allen seinen Schranken und Irrgängen doch als der ganzeste Mensch.

Mit diesen Gaben in Wilhelm und mit ihren Auswirkungen ist auf etwas hingewiesen, das uns vielleicht den wichtigsten Schlüssel zum Verständnis dieser Lebenssage geben kann: dass dem Dichterischen als Schöpfungskraft eine dichterische Lebenskraft entspricht und dass eine solche dichterische Lebenskraft es vielleicht am besten vermag, dem Lebendigen zu begegnen, im Lebendigen zu leben.

“Alle Gestalten sind ähnlich und keine gleicht der andern
Und so deutet das Chor auf ein geheimes Gesetz,
Auf ein heiliges Rätsel.

Diese Verse aus der “Metamorphose der Pflanzen” glaubten wir über die Darstellungen des Menschenwesens in den Lehrjahren stellen zu können. Das geheime Gesetz und zugleich heilige Rätsel, von dem hier die Rede ist, ist das Gesetz der Gestaltung. Das ist aber kein starres Gesetz, das dem Lebendigen von aussen entgentritt, sondern ein dem Leben innewohnendes, wandelbares, ein selbst Lebendiges. Schranken und Bedingungen, die es mit sich bringt, sind nicht Hindernisse und Verneinungen der Lebenskräfte und Lebenstriebe, sondern mitwirkende, mithervorbringende Voraussetzungen aller Gestaltung.

In dem Parallelgedicht zur “Metamorphose der Pflanzen”, in der “Metamorphose der Tiere” wird die Findung dieses Begriffs einer lebendigen Gesetzlichkeit und gesetzlichen Lebendigkeit als hoher Triumph gefeiert, als eine hohe Schau, die Tätige und Denkende, Dichter und Herrscher vereinigt und die niemand als die Muse schenkt:

“Dieser schöne Begriff von Macht und Schranken, von Willkür
Und Gesetz, von Freiheit und Mass, von beweglicher Ordnung,
Vorzug und Mangel erfreue dich hoch; die heilige Muse
Bringt harmonisch ihn dir, mit sanftem Zwange belehrend.
Keinen höhern Begriff erringt der sittliche Denker,
Keinen der tätige Mann, der dichtende Künstler; der Herrscher,
Der verdient, es zu sein, erfreut nur durch ihn sich der Krone.
Freue dich, höchstes Geschöpf der Natur, du fühlst dich fähig,
Ihr den höchsten Gedanken, zu dem sie schaffend sich aufschwang,
Nachzudenken”.

Diese Anschauung, dass es der höchste Gedanke der Natur sei, durch Beschränkung Gestalt hervorzubringen, kann uns die Darstellung des Menschenwesens in den Lehrjahren beleuchten. Denn das Menschenwesen ist hier als ein Wachstumsreigen gezeigt, in dem Lebenskeime sich entfalten - immer vielfältig begrenzt und

bedingt - aber eben durch diese Art der Begrenzung und Bedingung kommt es zu Gestaltungen, zu Bildungen, die eine eigentümliche Gültigkeit in sich tragen, die Erfüllungen bestimmter Wachstumsarten und Wachstumsstufen sind, die sich gegenseitig bewirken und sich wieder umgestalten, in denen Vergangenes "beständig" und Künftiges "voraus lebendig" ist.

Nicht nur das Leben eines Helden und seiner Mitspieler und Gegenspieler in so vielen Zonen ist dargestellt, sondern die Fülle der Erde an menschlichen Gestaltungen gezeigt. Alle werden unerbittlich in ihrer Bedingtheit gegeben, ja bezeichnet, nichts an ihnen wird beschönigt, aber eben durch jene in allen waltenden Gestaltungsgesetze zeigen sie sich in ihrer Würde und in ihrem sinnvollen Reichtum. Der diese Lebenssage in sich aufnimmt, wird an allem bloss beurteilenden Verhalten gehindert und hineingezogen in ein schauendes Begreifen des Vielfältigen, des Gegensätzlichen. Und dieses schauende Begreifen, zu dem er da geführt wird, ist nicht ein bloss betrachtendes Verhalten, nicht etwa bloss beschauliches Vergnügen oder skeptische Beobachtung oder trauige Feststellung: So war es, so ist es, so wird es immer sein - das schauende Begreifen, zu dem diese Lebenssage führt, ist Einsicht, die tätig macht, offen zur Teilnahme an anderen Lebensarten und -stufen, und fähig, selbst das immer neu notwendige Bündnis mit den dunkel-hellen Wachstums-mächten in uns und ausser uns einzugehen.

